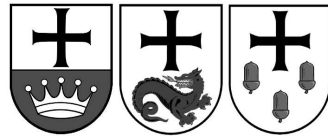


Unser Kirchspiel



Mülheim - Sichtigvor - Waldhausen

Nr. 117

11/2018

9. November 1938 - Reichspogromnacht

Sichtigvor – Dortmund – KZ Sachsenhausen

Der am 9. November 1938 eingetretene Tod eines zwei Tage zuvor durch ein Attentat schwer verletzten deutschen Diplomaten in Paris löste in Deutschland eine Judenverfolgungswelle aus, deren Ausläufer bis nach Sichtigvor und Warstein schwappten. Wie kam es zu diesem seit dem Mittelalter wohl gewalttätigsten Pogrom an den deutschen Juden?

Bekanntlich litten die Juden im deutschen Reich schon seit der Machtergreifung 1933 unter schweren Repressionen. Im Herbst 1938 trieb die böswillige Nazi-propaganda, das Weltjudentum habe eine Verschwörung gegen das deutsche Volk angezettelt, einem neuen Höhepunkt zu. In diese aufgeheizte Atmosphäre fielen die Schüsse von Paris. Der junge polnische Jude Herschel Grynszpan hatte dort den deutschen Botschaftsangestellten Ernst vom Rath lebensgefährlich verletzt. Sein Motiv war die rücksichtslose Abschiebung polnischer Juden – darunter sein Vater – über die Grenze

nach Polen durch die deutsche Regierung.

Propagandaminister Göbbels und die ihm unterstellte Presse erklärten die Tat sogleich als einen „Anschlag des Weltjudentums auf das deutsche Volk“. Nie hatten die deutschen Juden mehr um das Leben eines Diplomaten gebangt, und als dann vom Rath gegen Abend des 9. November verstarb, brach auch ein Gewitter bis dahin unvorstellbarer Gewalt über sie

los.

Hitler und fast alle Parteigrößen waren an diesem Abend zur Feier der 25-jährigen Wiederkehr des Hitlerputsches vom 9.11.1923 in München versammelt, als die Todesnachricht aus Paris dort wie ein Blitz einschlug. Da im deutschen Volk mit allgemeinem Aufschrei und breiter Empörung nicht zu rechnen war, bot Göbbels mit Hitlers Einverständnis die SA auf, im ganzen Reich mit Aktionen gegen die Juden vorzugehen.

Die SA, in allen Städten und auch fast überall auf dem Lande mit Sturmgruppen organisiert, begann schon kurz nach Mitternacht mit Radau und brutalen Übergriffen gegen Juden loszulegen. Die Gewalttätigkeiten richteten sich in erster Linie gegen jüdische Geschäfte



Die gesamte Familie Oswald 1933 in Sichtigvor
von links: Martin, Max, Philipine, Hedwig, Ernst

und die Wohnsitze bekannter und wohlhabender Juden. Das Klirren der überall eingeschlagenen Schau- fensterscheiben geriet zu einem Hauptmerkmal dieses Pogroms, führte dann auch zu dem harmlos klingenden, die Untaten verschleiern den Begriff „Reichskristallnacht“. Von dem schändlichen Niederbrennen fast aller deutschen Synagogen blieb die Warsteiner nur deswegen verschont, weil das Feuer auf nebenstehende „arische“ Gebäude übergegriffen hätte. Polizei und Feuerwehr durften nicht eingreifen, weil der Führer, so Göbbels, keine Behinderung „des spontanen Volkszorns“ wünsche.

Von Dortmund in das KZ Sachsenhausen

In Dortmund brach das Unheil dieser Nacht über den Sichtigvorer Max Ostwald und seine Familie herein. Max Ostwald, im Sichtigvorer sogenannten Judenhause geboren und aufgewachsen, hatte sich nach Studium und Promotion als Rechtsanwalt in Dortmund niedergelassen. Dort wohnte er mit seiner Familie, seiner Ehefrau Hedwig und den Söhnen Martin (16J.) und Ernst (15J.), in der Schwanenwallstraße 46.

Im Herbst 1938 machten sich auch in Dortmund Anzeichen einer verschärften Judenpolitik bemerkbar. Zum Entsetzen der jüdischen Gemeinde dort sollte die große Innenstadtsynagoge, eine der prachtvollsten Deutschlands, einem öffentlichen Platz weichen, also abgerissen werden. Als die Ostwalds am Jom Kippurtag die Synagoge zum Gottesdienst aufsuchen wollten, umgab sie schon ein für den bevorstehenden Abriss angelegter Bauzaun. Die Oktoberabschiebung polnischer Juden, darunter ehemalige Mitschüler, hatte Martin in der Schule mitbekommen. Keines dieser Ereignisse hatte aber den Ostwalds – wie Martin in seinen Memoiren ¹ schreibt – als Warnung oder Vorzeichen für ein bevorstehendes Pogrom gedient. Wahrscheinlich hatten in den ersten Nachtstunden die Krawalle und der Feuerschein der brennenden Synagoge die Ostwalds längst in Erregung gesetzt, aber welche Schrecken muss sie befallen haben, als SS-Männer eine Stunde nach Mitternacht die Haustür unten aufbrachen und die Scheiben einschlugen. Beim Eindringen rissen die schwarz Uniformierten als erstes die Telefonleitung heraus, damit die Polizei nicht um Hilfe gerufen werden konnte. Die verschlossene Tür des Elternschlafzimmers, in das die Familie geflüchtet war, brachen sie mit einer Axt auf.

Als die Gewalttäter schließlich abgezogen waren, wagte sich die verängstigte Familie nur zögerlich in ihre demolierten Wohnräume zurück. Martin Ostwald hatte in einem Brief von 1981 an die Sichtigvorerin Elisabeth Grüne den Zustand der Wohnung als „zerstört und in Trümmern“ angedeutet. In seinen Erinnerungen von 1989 spricht er nur noch von einer

zertrümmerten Anrichte mit Inhalt. Viel schlimmer als zerbrochenes Porzellan und Durcheinander werden die seelischen Wunden gewesen sein, die diese Nacht ihnen zufügte. Besonders die Eltern muss dieser Gewalteinbruch in die Privatsphäre unfassbar tief getroffen haben. Noch glaubten sie eine solche Behandlung in Deutschland nicht hilflos hinnehmen zu müssen und die Polizei herbeirufen zu können. Hedwig Ostwald, als Frau und Mutter unverdächtig der „Weltverschwörung“, unternahm es, vom Telefon der Nachbarwohnung die Polizei zu alarmieren. Diese erschien auch noch in den Nachtstunden. Sie sah sich alles stumm an und erklärte dann den verdutzten Ostwalds, nichts gesehen zu haben. Das feige und gemein empfundene Verhalten resultierte natürlich aus dem von ganz oben gegebenen Befehl, keine SA- oder SS-Übergriffe zu ahnden.

Die bestürzende Erfahrung, dass die Polizei Juden gegenüber nicht mehr auf Seiten des Rechts stand, ging noch am selben Tage in die Gewissheit über, dass sie sich sogar als Instrument der SA missbrauchen ließ. Am Vormittag standen plötzlich wieder zwei Polizeibeamte in der Wohnung, um den Rechtsanwalt ohne richterlichen Beschluss zu verhaften und in das Polizeigefängnis Steinwache abzuführen.

Als wäre die darüber erstarrte Restfamilie noch nicht genug getroffen, kam am Nachmittag wieder die Polizei, um auch den sechzehnjährigen Martin zu verhaften. Sie brachten auch ihn in die berüchtigte Steinwache, aus der man ihn wegen seines Alters jedoch noch am selben Tag wieder freiließ. Doch schon am nächsten Nachmittag musste die Mutter erleben, dass die Polizei nun beide Söhne, also auch den fünfzehnjährigen Ernst, verhaftete.

In der Steinwache, in die man bisher schon viele Dortmunder Juden verbracht hatte, stießen die Beamten Martin und Ernst in eine überfüllte Zelle. Als um Mitternacht alle jüdischen Gefangenen im Hof zusammengetrieben wurden, fanden die beiden ihren Vater wieder und die drei blieben nun vereint. Einige Stunden später setzte man alle Häftlinge in Marsch zum Dortmunder Hauptbahnhof, wo sie einen Zug Richtung Osten besteigen mussten. Gerade als der Zug sich in Bewegung setzte sahen die drei Ostwalds unterhalb auf der Straße noch einmal ihre Mutter, die sich, wie sie später erzählte, zur Steinwache aufgemacht hatte.

Die Ostwalds im KZ Sachsenhausen

Spät in der Nacht erreichte der Zug sein Ziel, nämlich Oranienburg nördlich von Berlin, wo sich das KZ Sachsenhausen befand.

In dieses Konzentrationslager – 1936 für Himmlers SS dreiseitig angelegt und nach außen hermetisch abgeriegelt – strömten in diesen Novembertagen aus allen Richtungen im Pogrom verhaftete Juden ein. In dem riesigen Innenhof standen 68 erst im Oktober fertiggestellte Häftlingsunterkünfte. Über dem Eingangstor stand in eisernen Buchstaben das verlogene

¹ „Memoirs of Martin Ostwald“ Swarthmore-Philadelphia 1989, Privatdruck, S.54

„Arbeit macht frei“. Nach innen drohte ein über dem Torbogen angebrachtes, den weiten Bereich erfassendes Maschinengewehr.

Was Max Ostwald und seine Söhne Martin und Ernst dann in diesem KZ erlebt und erlitten haben, mochte Martin später in seinem Bericht an Elisabeth Grüne nicht im Einzelnen zu Papier bringen. „Was wir dort erlebt und gesehen haben, werde ich Dir nicht beschreiben“, heißt es in seinem Brief. Aber was er dann allgemein mit nur einem Satz ausdrückte, sagte genug aus: „Ich kann Dir nur versichern, dass alles, was Du darüber gehört haben kannst, keine Gräuelmärchen sind, und dass, ohne es erlebt zu haben, kein Mensch glauben kann, was für entmenschte Raubtiere die Nazis waren“. Und Martin Ostwald fährt fort: „Wir haben Glück gehabt, damals mit dem Leben davon gekommen zu sein.“

In seinen Memoiren schränkte er ein, dass Sachsenhausen nicht zu den „abscheulichen Vernichtungslagern“ gehörte, die die Alliierten 1945 befreiten. Der einzige Lichtblick dort sei für ihn und Ernst gewesen, dass sie als Jugendliche unter 18 Jahren zusammen in einer Baracke (Nr. 58) untergebracht waren – und zum Aufseher ihr Vater Max befohlen war

Entlassung und Abschied vom Vater

Am Freitag, den 2. Dezember teilte die Lagerleitung den beiden Brüdern ihre überraschende Entlassung aus dem KZ mit. Beim Abschied segnete der Vater sie. In seinen letzten Worten sprach er aus Homers berühmten Versepos „Ilias“ die Prophezeiung Hectors an seine Gattin Andromache: „Einst wird kommen der Tag, dass das heilige Troja (in Schutt und Asche) dahinsinken wird.“ Was der Vater in der Sprache Homers den beiden Alt-Griechisch-Schülern mit auf den Weg gab, verstanden diese sogleich als prophetische Vision über Hitlers doch so mächtiges 3. Reich. Ungläubig vernahmen sie des Vaters Weissagung, dass eine solche auf Unrecht und Gewalt gebaute Herrschaft ein schreckliches Ende nehmen werde. Martin: „He evidently foresaw the end of his once-beloved Germany“² (Er sah hellseherisch das Ende seines einst geliebten Deutschland voraus)

Dass die beiden Jungen schon nach wenigen Wochen freikamen, verdankten sie dem rastlosen Bemühen ihrer Mutter. Sie hatte in Dortmund aus den schrecklichen Ereignissen des 9. November den einzigen Schluss gezogen, dass es für Juden wie sie in Deutschland keine gedeihliche Zukunft mehr geben würde. Schon am 12. November bemühte sie sich um eine Ausreise der beiden Söhne ins benachbarte Ausland. Sie meldete sie für einen Kindertransport nach Holland an. Das war zugleich eine Voraussetzung, sie aus den Fängen der SS in Sachsenhausen vorzeitig freizubekommen, denn die beschleunigte Auswanderung der Juden aus Deutschland war auch ein erstrebtes Ziel des Pogroms gewesen.

Als Martin und Ernst Anfang Dezember 1938 bei der Mutter in Dortmund eintrafen, erfuhren sie von dem bevorstehenden auch äußeren Bruch in ihrem bisherigen Leben, dass sie Familie, Schule, das heimatische Deutschland vielleicht für immer verlassen müssten. In Holland aufgenommen, drängten die Eltern sie schon bald, weiter nach England überzusetzen. Dort überlebten sie als Juden den Krieg in Sicherheit. Während Ernst dort blieb, begann Martin in Canada und den USA seine steile Karriere als hoch angesehener Hochschullehrer für altgriechische Geschichte und Staatslehre.

Zurückgeblieben – bis zum bitteren Ende

Seinen Vater Max Ostwald entließ das KZ Sachsenhausen vor Ende des Jahres 1938. Seine Entlassung hatte mit der nach dem 9. November verfügten Umorganisation der jüdischen Reichsvertretung zu tun. Der neu gebildeten „Reichsvereinigung der Juden in Deutschland“ gehörte der jüdische Landesverband der Provinz Westfalen an, in dessen Leitung der Rechtsanwalt Max Ostwald berufen war. Die Berufung und damit vorzeitige Entlassung aus dem KZ hatte zur Folge, dass die Ostwalds ihre Dortmunder Wohnung aufgeben und nach Bielefeld, dem Sitz des Landesverbandes, umziehen mussten.

Die mit ihrer Heimat tief verbundenen und zur Ausreise immer wieder zögernden Ostwalds traf dann auch noch der Verlust der Sichtigvorer Heimat. Die von den Nazis nach dem 9. November schamlos betriebene Enteignung des jüdischen Bürgertums machte auch vor Max Ostwald nicht halt. Sie nötigten ihn, seinen Besitz in Sichtigvor, das Elternhaus samt dem beträchtlichen Grundbesitz an die Gemeinde Sichtigvor zu einem niedrigen Kaufpreis abzutreten. Für Max Ostwald, in Dortmund unterhielt er seine Anwaltskanzlei, war Sichtigvor, von wo er auch noch heimische Klienten monatlich betreute, immer Heimat geblieben. Auch seine Söhne Martin und Ernst waren durch regelmäßige Besuche zu denen sie ihr Vater mitnahm, mit dem Dorf und der Dorfjugend innig vertraut. Zuletzt hatten sie sich noch im Oktober 1938, kurz vor dem 9.11. in Sichtigvor aufgehalten.

Der 9. November in Warstein und Sichtigvor

Der düstre Schatten des Pogroms drang bis in unser Heimatgebiet. Göbbels unheilvolle Befehlskette gelangte noch in der Nacht zum 10. November über Lippstadt nach Warstein, um die Aktionen gegen die Juden auch hier in Gang zu bringen. Gegen 2 Uhr nachts trafen die entsprechenden Befehle und Anweisungen bei dem SA-Sturmführer in Warstein ein.³ Zu dem Warsteiner SA-Sturm gehörte auch die Sichtigvorer SA-Abteilung. In der Nacht trommelte die Leitung im Rathaus zunächst nur Warsteiner SA und

² Memoiren: S.56

³ Jürgen Kösters: „Geschichte der jüdischen Mitbürger in Warstein“ S. 19 ff, Privatdruck

SS-Leute zusammen. 6 – 10 willfährige Männer zogen schließlich zu ihren unrühmlichen Taten los. Befehlsgemäß demolierten sie als erstes jüdische Geschäfte. Im Manufakturgeschäft Kaufmann schlugen sie zuerst die Schaufensterscheiben ein, bevor sie die Ladeneinrichtung verwüsteten. Ähnlich gingen sie gegen das Porzellangeschäft Gonsenhäuser vor, wo sie sich beim Zerschlagen des Porzellans austoben. Dann rüsteten sie sich zur größten Schandtat, die Synagoge niederzubrennen. Das kleine, aber gediegen u.a. mit einem blauen Sternengewölbe ausgestattete Gotteshaus war der Mittelpunkt der Warsteiner jüdischen Gemeinde, zu der auch die Sichtigvorer Juden regelmäßig durch den Wald gewandert waren. Menke Ostwald, Begründer des Judenhauses in Sichtigvor, war seinerzeit ihr erster Gemeindevorsteher gewesen. Energiischer Protest wegen der gefährdeten Nachbarhäuser verhinderte in dieser Nacht die Brandstiftung der SA. Am Nachmittag, um 4 Uhr durch die Rathaussirene aufgerufen, war dann das Innere der Synagoge Ziel eines über hundertköpfigen Demonstrationzuges. Nach blasphemischer Zerstörung der Einrichtungsgegenstände konnte die auch noch geplante Sprengung verhindert werden.

In Sichtigvor!

Wann und in welcher Weise die Sichtigvorer SA-Leute alarmiert und vielleicht genötigt wurden, hier am Ort ihren Beitrag zur Volksempörung zu leisten, ist nicht mehr bekannt. Die SA des Kirchspiels Mülheim war ihrer Entstehung und Zusammensetzung nach eher harmlosen Charakters verglichen mit dem radikalen und judenfeindlichen Rabaukentums, das dieser Parteigruppe vielerorts anhaftete. 1934 waren die meisten aus dem von den Nazis verbotenen Kriegerverein in die neugegründete SA eingegliedert worden. Ihre 1936 auf 46 angewachsene Mitgliederzahl setzte sich aus allen Berufsgruppen vom Fabrikarbeiter, Angestellten, Lehrer, Kaufmann und Großbauern zusammen. Der SA-Trupp 14R/220 gliederte sich in zwei Sichtigvorer „Schare“ (13 und 14 Mann) und je einer Schar aus Mülheim und Waldhausen. 1938 waren Ältere schon wieder aus- und etliche Jüngere - für die NS-Ideologie schon eher anfällige – eingetreten. Aus ihnen setzte sich dann am 10.11. ein Trupp zu-



Der 1938 zerstörte Stall der Ostwalds
Rechts das Judenhaus, links Kumpernatz Claras Haus

sammen, der bereit war, dem Befehl des Warsteiner SA-Sturmführers folgend etwas gegen Juden zu unternehmen.

In ihrem entflammten Tatendrang gerieten sie in die Verlegenheit, dass in Sichtigvor seit dem Tode der Großmutter Philippine Ostwald 1934 keine Juden mehr wohnten. Das Judenhaus musste für sie auch tabu sein, da darin seit 1935 der Uelder Johannes Schrewe mit Frau und zwei fast erwachsenen Töchtern wohnten. Vater Schrewe nannten die Sichtigvorer wegen seines langen Bartes freundlich „Vater Abraham“.

Die überwiegend jungen Burschen wollten aber nicht ohne eine Erfolgsmeldung dastehen, und da geriet der alte Fachwerkschuppen hinter dem Judenhaus in ihr Visier. Ihn in Flammen aufgehen zu lassen, ähnelte doch dem Brennen der Synagogen, das die SA sonst überall in Deutschland gerade verbrach.

In Sichtigvor ernteten die Feuerleger für ihren Beitrag zur Reichskristallnacht überwiegend Unverständnis, Spott und Häme. Ihre Empörung begründeten die meisten mit dem unsinnigen Schaden, der den nichtjüdischen Schrewes zugefügt war. Seinen Unwillen über das allgemeine Pogromgeschehen wagte auch hier niemand öffentlich zu äußern.



SA-Männer an der Hauptstraße bei Flocke/Peitz